



Illustriertes Sonntags-Blatt

1913. * Nr. 37

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
 S. m. b. H., Daresalam.

Der Deserteur.

Roman aus Portugals jüngster Vergangenheit. Von Eugen Bernard.
 (Fortsetzung.)

Und was hast du gesehen?" fragte der Visconde.
 „Ich sah Dona Ines an einem kleinen Tische vor dem Kamin schreiben. Der Kamin liegt der Spalte, durch die ich blickte, gerade gegenüber.“
 „Herrlich! War Donna Ines heiter oder betrübt?“
 „Ihre Züge waren ruhig, und sie lächelte, als sie schrieb.“
 „War sie allein?“
 „Ja, aber Henriquez erschien nach einer Weile und trat auf Zehens ins Zimmer.“
 „Ah, ah!“
 „Donna Ines blickte auf und sagte leise: In einer Stunde!“
 Darauf ging Henriquez fort. Ich schlich mich natürlich sofort leise aus der Bibliothek auf den Korridor und sah Henriquez in den Stall gehen. Ganz zufällig begegnete ich ihm.“
 „Du solltest jetzt auch ‚ganz zufällig‘ in die Bibliothek zurückkehren“, lächelte der Visconde.

„Dazu habe ich keine Zeit, Herr Visconde. Donna Ines sagte ja zu Henriquez: In einer Stunde.“
 „Ist das alles, was du zu berichten hast?“
 „Ach, ich vergaß noch, zu melden, daß der General heute den ganzen Tag sehr beschäftigt gewesen ist.“
 „Das habe ich auch bemerkt.“
 „Er hat seinen Kammerdiener Pedro nach Amarante geschickt.“
 „Weißt du warum?“
 „Nein, Pedro ist verschwiegen, ich habe vergebens versucht, ihn auszuforschen.“
 „Nun, ich meine“, versetzte der Visconde, „unser Freund ist entkommen und wird die Küste erreicht haben.“
 „D, das ist noch nicht so ganz sicher, Herr Visconde. Ich möchte meinen Kopf darauf wetten, daß er irgendwo im Gebirge versteckt ist, und daß der General darauf sinnt, seine Abreise zu bewerkstelligen. Aber ich will jetzt in die Bibliothek zurückkehren... haben Sie, Herr Visconde, indessen nur ein wachames Auge auf Henriquez!“
 Der Visconde und Gaspar schritten darauf dem Schlosse zu und trennten sich vor einer Hintertür.

Gaspar stieg nach seiner Unterredung mit dem Visconde sofort in die Bibliothek hinauf und fuhr zusammen, als er hineintrat. Ein verworrenes Geräusch von Stimmen drang durch die Spalte der Bretterwand, und das feine Ohr des Dieners erkannte sogleich die Stimme des Generals. Leise näherte er sich der Wand legte das Auge an das Loch und sah in der Tat den General neben seiner Tochter sitzen. In einer kleinen Entfernung von ihr stand Henriquez. Gaspar begnügte sich aber nicht allein mit dem Sehen, sondern belauschte auch das Gespräch beider.
 „Ich stehe dir ganz zu Befehl, Vater“, hörte er Ines sagen.
 „Du schreibst ihm, nicht wahr?“
 „Ja, Vater.“
 „Und legst ihm meinen Plan vor?“
 „Versteht sich, und ich bitte ihn, sein Versteck nicht zu verlassen, sich nicht zu rühren und bis übermorgen zu warten; es ist doch übermorgen?“
 „Ja, mein Kind, übermorgen verlassen uns die Husaren: und mit Ausbruch der Nacht wird Pedro aus Amarante zurück und mit dem Wagen an der Grenzscheide des Waldes sein.“



Das älteste Haus Deutschlands in Pfullendorf. (Mit Text.)

„D, mein Vater!“
 flüsterte da Donna Ines freudig, „wie gut und edel du bist!“
 „Ich liebe dich, mein Kind, und bin auf dem besten Wege, auch den Mann zu lieben, dem du dein Herz geschenkt hast.“
 „Ach, du kennst ihn nicht, Vater... er ist deiner Liebe wert... Du wirst es sehen!“
 „Beschäftigen wir uns zunächst mit seiner Rettung. Die Husaren, ich wiederhole es dir, sollen übermorgen von hier ausbrechen: sobald sie abgezogen sind, zünden wir eine Lampe in Mutter Terezas Zimmer an, wie ich dir schon gestern sagte.“
 „Ja, das soll für ihn das Signal sein!“
 Donna Ines warf sich sodann an die Brust ihres Vaters und bedeckte sein Antlitz mit Küffen. Und der General besprach, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß er dadurch Gaspar und dem Visconde das Geheimnis von dem Schlupfwinkel Josés verriet, ausführlich den von ihm entworfenen Fluchtplan. Darauf wendete er sich an Henriquez und sagte:
 „Geh und erwarte mich in der Küche! Man darf jetzt niemandem mehr trauen!“

val besprach, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß er dadurch Gaspar und dem Visconde das Geheimnis von dem Schlupfwinkel Josés verriet, ausführlich den von ihm entworfenen Fluchtplan. Darauf wendete er sich an Henriquez und sagte:
 „Geh und erwarte mich in der Küche! Man darf jetzt niemandem mehr trauen!“

7. Der Triumph des Bösen!

Als Henriquez in die Küche trat, sah seine alte Mutter an Herde, während die Dienerschaft um den runden Tisch inmitten der Küche herumstand.

„He, Henriquez,“ rief ihm sogleich der Kammerdiener Gaspar, der früher noch als er die Küche erreicht hatte, zu, „du siehst ja heute sehr niedergeschlagen aus!“

„Ich wüßte nicht, weshalb ich niedergeschlagen sein sollte!“ entgegnete Henriquez unbesorgen.

„Weiß ich's? Aber du siehst so aus!“

„Möglich, daß mich der Hunger ein wenig blaß gemacht hat!“ übersties Henriquez. „Ich habe wirklich einen riesigen Appetit.“ Mit diesen Worten nahm er am Tisch Platz, ergriff den darauf liegenden Laib Brot und schnitt sich ein gehöriges Stück ab. Aber er hatte seine Mahlzeit noch kaum beendet, so betrat eine Person die Küche, auf deren Erscheinen man sicherlich hier nicht gerechnet hatte. Es war der General. Er wurde sofort von allen Dienern respektvoll begrüßt.

„Guten Morgen,“ rief ihnen der alte Herr jovial zu, „es ist allerdings heute wieder einmal ein Hundewetter, aber trotzdem muß einer von euch sogleich noch einen Milt machen!“

„Wenn's der Herr General erlaubt, bin ich derjenige!“ meldete sich auf der Stelle Henriquez.

„Du, kleiner?“ lachte der General.

„Warum denn nicht? Das böse Wind und Wetter macht mir nichts aus! Wohin soll es denn gehen?“

„Nach Arrabida.“

„Hast Herrn Piarce?“

„Allerdings. Hier hast du einen Brief an ihn, den er heute von bekommen muß. Sattle meinen Andalusier. Du mußt in weniger Minuten in Arrabida sein. Wenn der Regen bei deiner Abreise in Arrabida noch nicht aufgehört hat, so wird der Herr Piarce dir ein Nachtlager geben.“

Henriquez wechselte blitzschnell mit dem General einen geistvollen, bedeutungsvollen Blick des Einverständnisses und verpackte den Brief wohl in seiner Tasche. „Ich soll also dem gnädigen Herrn keine Antwort bringen?“ fragte er dann harmlos.

„Nein, mein Brief sagt dem Herrn Piarce schon, was er zu tun hat“, entgegnete der General und begab sich dann wieder in den Salon zurück.

Auch Gaspar erhob sich jetzt und verließ mit Henriquez zugleich die Küche, um geräuschlos die Hintertreppe, die in die oberen Etagen führte, hinaufzusteigen, während Henriquez seinen Weg nach den Ställen nahm. Als Gaspar in den ersten Stock gekommen war, durchschritt er schnell den Eschall, in welchem sich niemand befand, und trat auf die Schloßterrasse hinaus. Von da stieg er in die Orangerie hinab und fand sich hier trotz der nächtlichen Dunkelheit zwischen den Baumstämmen mit Sicherheit zurecht.

Hinter einem dieser Möbel war die Wolfsfalle versteckt, die er bisher jeden Abend vergeblich gelegt und jeden Morgen wieder weggenommen hatte. Neben die Falle hatte er eine Flinte gelegt. Diese hing er sich jetzt über die Schulter, nahm dann einen Ankerstock in die Hand und verließ rasch mit den drei Gegenständen die Orangerie. Da trat plötzlich der schwarze Schatten eines Mannes aus der dunklen Nacht hervor, und eine tiefe Stimme rief ihn leise an: „Gaspar!“

„Herr Visconde!“ gab ebenso leise der Diener zurück.

„Bist du es?“

„Ja, Herr!“

„Bist du fertig?“

„Gewiß! Henriquez wird sogleich fortreiten, aber ich komme ihm schon noch voraus.“

„Glaubst du?“

„Ganz gewiß!“

„Gut! Dann los!“

„Der Herr Visconde werden nicht das Licht vergessen?“

„Gewiß nicht!“

Am nächsten Augenblick fürmte Gaspar davon und verschwand hinter den Säulen des Parks.

Unverhofft war Henriquez in den Stall gegangen, hatte den andalusischen Bengel des Generals gesattelt und sich hinausgeschwungen. In dem Moment, als er aus dem Hofe ritt, wandte er sich um und richtete seine Blicke nach dem Schloß. Ein Licht schimmerte in Jnes Zimmer. Rasch legte er sein Pferd in Galopp aus und bog den Weg nach Arrabida ein. Als er aber aus dem Bereich der Schloßbewohner heransah, waren er und die Felle von einem Baumstamm hinter den Säulen verschwunden, wandelte sich plötzlich links und ritt in einen Nebenweg hinein. Dieser Nebenweg führte in gleicher Richtung zu den großen Waldungen, hinter denen die alten Mauern einer Klostermühle sich erhoben. Henriquez drang tief in das Dickicht hinein, gelangte an eine Mauer, stieg ab und band sein Pferd an eine Ecke.

Die Nacht war finster, der Wind hatte sich gelegt, aber der Regen strömte noch immer vom wolkenbedeckten Himmel herab. Henriquez hatte in der Tasche Jnes Brief an Jose. Es war derselbe Brief, den ihm der General vorhin in der Küche gegeben hatte, um ihn angeblich an den Pfarrer in Arrabida zu besorgen. Immer flug, immer vorsichtig blickte Henriquez sich jetzt nach allen Seiten um, kauerte dann nieder und legte sein Ohr an den Erdboden. Kein Geräusch ließ sich nah oder fern vernehmen.

„Heute noch, zu guter Letzt wird mir niemand folgen,“ sprach er lächelnd vor sich hin, „die Republikaner werden den Zuseher von Dom Joes nicht entdecken.“ Er lud darauf seine Flinte, nahm sie auf die Schulter und setzte eiligst seinen Weg zu Fuß fort, indem er mit der Behendigkeit und Leichtigkeit einer Maie durch das Gestrüpp schlüpfte.

Plötzlich rief eine Stimme hinter ihm: „Wer da?“

Henriquez erschrak, drehte sich um und legte sogleich den Kolben seiner Flinte an die rechte Schulter. Aber das Licht war an dieser Stelle so düster und die Nacht so finster, daß er nicht unterscheiden konnte.

„Wer da?“ fragte nun auch er. Keine Antwort erfolgte.

Jetzt wollte Henriquez umkehren, denn er fürchtete, daß vielleicht ein Banner auf seiner Fahrt sei; er trat rasch einige Schritte zurück und wiederholte: „Wer hat hier gesprochen?“ Da erwachte er mit einem Male einem heftigen Schlag auf den Kopf. Ein dumpfes Schreien kürzte er, wie vom Blitze getroffen, betäubt zu Boden. Gleich darauf trat ein Mann, der sich bis dahin hinter einem Baumstamm versteckt gehalten hatte, mit einer Leuchte über den bewußtlos am Boden Liegenden. Er hielt sich dort nicht lange dabei auf, zu untersuchen, ob er den jungen Vagabunden getötet hatte oder nicht. Hastig müßte er sogleich die Jagd auf Henriquez auf und zog Jnes Brief daraus hervor. Und nun zum ersten mal im Besitz des Briefes — hob er den jungen Vagabunden vom Boden auf, schleppte ihn noch eine kleine Strecke fort und warf ihn schließlich mit einem teuflischen Lachen in das dichteste Gestrüpp.

„Nun weiter, nach der Ruine!“ murmelte er. „Auch ohne daß ich es aus den Gesprächen des Generals und seiner Tochter zu erlauschen brauchte, kenne ich den geheimen Eingang zu dem Schlafzimmer des Herrn Grafen schon lange!“

Eine Zeilung schritt er rüßig vorwärts, dann hemmte er seine Schritte und warf sich platt auf die Erde nieder. Gaspar — wenn natürlich war nur er derjenige gewesen, der den armen Henriquez so hinterwärts niedergeschlagen hatte, war an seinem Orte, an der Klostermühle, angelangt.

Einige Augenblicke kämpfte er noch mit sich, ob er es wagen sollte, dann brachte er kurz entschlossen seine beiden Hände an den Mund und stieß den ja auch von ihm schon gehörten Lauten schrei Henriquez in gelangener Nachahmung aus.

Eine Minute verging und nichts unterbrach die Stille. Es wiederholte also das Signal und wartete abermals lange Zeit in größter Spannung auf Antwort.

„Verwünscht!“ murmelte er, als auch jetzt aus dem Gemäuer des alten, längst verfallenen Klosters, das vom Gebüsch ganz überwuchert war, kein Laut vernehmbar wurde. „Vielleicht ist der Graf gewöhnt, daß Henriquez die Gule dreimal schreien läßt!“ Und so wiederholte er dem zum drittenmal das Signal. Da ließ sich endlich ein langanhaltender Pfiff aus den Ruinen vernehmen. Schleunigst erhob sich jetzt Gaspar und wartete noch eine Weile, und nun hörte er das Geräusch eilig herannahender Schritte, was gleich darauf fragte eine leise, halb unterdrückte Stimme wie aus den Tiefen einer Höhle:

„Bist du es, Henriquez?“

„Nein,“ antwortete der Kammerdiener, „Gaspar ist er, der Bediente der Dona Jnes.“

„Hinweg dann!“ gebot darauf die Stimme aus dem Gemäuer zornig. Und schon im nächsten Moment sah Gaspar, der vorwärts zur Seite gesprungen war, einen Menschen zwischen dem verfallenen Mauerwerk hervortreten, der eine Pistole in jeder Hand hielt.

„Zurück!“ wiederholte der Graf, denn er war es in der That „zurück!“ Unwillkürlich wich Gaspar einen Schritt zur Seite. Doch dann ermannete er sich wieder und sagte: „Herr Graf, ich bringe Ihnen einen Brief von Donna Jnes!“

„Wirklich?“ fragte Jose, nachdem er schnell einen Blick um sich geworfen hatte, um sich zu überzeugen, ob Gaspar allein gekommen war. „Du bringst mir einen Brief von der Dame? Und wo ist Henriquez nicht gekommen?“

„Weil die Frauen ihn mitgenommen haben.“

„Wie?“ rief der Graf erschreckt.

„Ja, ich spreche die Wahrheit!“ versicherte Gaspar und sah um den Grafen herum zu machen, seine Flinte auf den Boden zu legen.

„Nun, so gib den Brief!“

Am Ende hatte Jose sich durch Betasten des Siegels davon

senat, da
mer aber
Weil
Wie
Die
Der
Wer
zu bring
Nun
Dan
hinter
Henriquez
Piarce
Du wist
Du du
ficht, w
die Rac
Henriquez
um dre
abstehe
um rat
mögler
möglich
Was
sagt, i
Se
Ne
Mi
die Si
A
A
A
A
A
A
A
di
so mö
londe
A
nicht i
nein,
S
A
Dan
glück
in de
den
er
Von
Rad
stum
heit
weie
bild
Tij
ver
nein
Ber
bist
sch
ersch
leid
In
bei
A
an
A
at
n

senat, daß der Brief tatsächlich von Ines herrührte, und fra te nun abermals: „Warum ist Henriquez nicht gekommen?“

„Weil die Mauen ihn als Führer mitnahmen.“

„Wie kam das?“

„Die Husaren haben vor einer Stunde Parnafo verlassen.“

Der Graf atmete tief auf.

„Gerade als Henriquez unterwegs war, um Ihnen den Brief zu bringen, sind sie fortgeritten.“

„Nun, und dann?“ fragte José, noch immer argwöhnisch.

„Dann traf der Oberst, nachdem die Husaren schon Parnafo hinter sich hatten, Henriquez und fragte ihn, wohin er wol e. Henriquez erwiderte darauf: ‚Der Herr General schickt mich zum Bräuer nach Arrabida.‘ Darauf sagte der Rittmeister Santillana, Sie wissen doch, Herr Graf, der Rittmeister Santillana, zu ihm: ‚Du nach Arrabida reitest, das auf dem Wege nach Amarante liegt, wo wir hinwollen, so könntest du uns wohl als Führer dienen, die Nacht ist dunkel!‘ — ‚Sehr gern, Herr Rittmeister,‘ sagte nun Henriquez, und dann wandte er sich schnell nach mir um, der ich nur drei Schritte von ihm entfernt stand, um die Schwadron abziehen zu sehen, steckte mir schnell jenen Brief da in die Hand und raunte mir zu: ‚In der Klostermauer . . . der Graf . . . dreimeißiger Eulenschrei!‘ Ich machte mich natürlich so schnell wie möglich auf den Weg ins Gehölz, und hier bin ich!“

Gaspar hatte dies alles in so natürlichem, ehrlichem Ton erzählt, daß jeder Verdacht aus der Seele des Grafen gewichen war.

„Hast du auch das elektrische Feuerzeug von Henriquez erhalten?“

„Nein, Herr Graf.“

„Und waren, als Donna Ines diesen Brief Henriquez übergab, die Husaren schon aufgebrochen?“

„Nein.“

„Also wußte sie nicht . . .“

„Nein.“

„Und es ist kein einziger Soldat mehr in Parnafo?“

„Nicht einer.“

Der Graf zögerte noch immer.

„Aber, Herr Graf,“ sagte da plötzlich Gaspar, der seine Kühnheit auf die Spitze trieb, „wenn ich Ihnen einen Rat geben könnte, so möchte ich Sie bitten, heute nicht mehr nach Parnafo zu kommen, sondern noch bis morgen zu warten . . .“

„Nein,“ erwiderte José, der jetzt an der Aufrichtigkeit Gaspars nicht mehr zweifelte, „es ist zu lange her, seit ich sie gesehen habe . . . nein, ich gehe sofort zu ihr! Ich will und muß sie noch heute sehen! Wenn deine Flinte auf und schreite vor mir her!“

Gaspar blickte sich nun und hängt die Flinte über die Schulter. Dann eilte er, innerlich frohlockend, daß ihm sein Schurkenstreich glückte, dem Grafen schnell voraus. José trug noch seine Pistolen in der Hand, aber sein Mißtrauen war geschwunden. Was sollte ihn auch von Gaspar Ables passieren? . . . Gaspar war ja, wenn er es sich recht überlegte, der stammerdiener des verstorbenen Obersten Dui; gewesen, er mußte also auch Ines ergeben sein. Und dann liebte José auch Donna Ines so heiß, daß nur die inständigsten Bitten der jungen Frau und die rührende Ergebenheit Henriquez’ ihn hätte abhalten können, während der Abwesenheit der Husaren nach Parnafo zu gehen. Von dem Augenblick an, wo José wußte, daß die Schwadron abgezogen, der Diktir frei war, fühlte er sein Herz zu heftig pochen, als daß er vermocht hätte, noch bis zum folgenden Tage zu warten! Nein, nein, er wollte seine geliebte Ines noch heute nacht sehen! Ohne Bedenken folgte er Gaspar, der leichten Schrittes durch das Gebüsch schlüpfte. Der Regen hatte inzwischen aufgehört, der Wind war gelegt, und der Mond trat aus den Wolken hervor. In zwanzig Minuten hatten sie das Ende des dichten Buschwerks erreicht, das das alte Klostergemäuer umgab, und konnten jetzt leichter unter den hohen Bäumen hinschreiten. José brannte so sehr vor Sehnsucht, Ines wiederzusehen, daß er, um seine Ungebold zu beschwichtigen, von ihr zu reden begann.

„Was ist in Parnafo vorgegangen?“ fragte er den Diener.

„Ich weiß es nicht, Herr Graf,“ entgegnete dieser, „aber es scheint mir, daß der Herr General in den letzten Tagen ein ganz anderer geworden ist.“

„Weshalb wohl?“

„Sonst, wenn man von Ihnen sprach, Herr Graf, wurde der General stets blaß vor Zorn.“

„Und jetzt?“

„Jetzt spricht er von Ihnen . . . verzeihen mir Euer Gnaden . . . als wenn Sie schon der Gemahl der Donna Ines wären.“

José lächelte.

„Und“, fuhr Gaspar fort, „er hat mich gestern auch nach Amarante geschickt.“

„Zu welchem Zweck denn?“

„Zum Wagenfabrikanten Vandeira.“

„So, so!“

„Um diesem zu sagen, daß er seinen Reifwagen instand setzt. Es hat also ganz den Anschein, als wenn der General verreisen will.“

Der Graf lauschte mit sich steigendem Interesse.

„Diesen Morgen,“ fuhr Gaspar fort, „spazierten der General und die Donna im Park. Es regnete nicht. Ich saß unter dem großen Baum, der an der Freitreppe steht, und las in der Zeitung. Da gingen der General und Donna Ines langsam dicht an mir vorüber. Sie sprachen mit flüsternder Stimme.“

„Und du hast gehört, was sie sprachen?“

„Ja, Herr Graf. ‚Mein Kind,‘ sagte der General, ‚wenn die Husaren morgen abziehen, wie es bestimmt ist, so wird mein Platz ganz gut ausführbar sein!‘ — ‚Was hast du dir denn ausgedacht, Vater?‘ fragte darauf Donna Ines. — ‚Nun, der Reifwagen soll morgen gegen Mittag im Gehölz von A. sein, und wir können dann vor Anbruch des Tages schon fünfzehn bis zwanzig Meilen zurückgelegt haben, entgegnete der General. — ‚Aber,‘ wandte Donna Ines ein, ‚wenn man José erkennt?‘ Der General lachte. ‚Das ist unmöglich,‘ sagte er, ‚und zwar aus zwei Gründen: erstens, weil kein Mensch zwanzig Meilen in der Stunde je auf den Gedanken kommen wird, daß ein Angehöriger der Familie d’Avila in dem Wagen des Generals de Vasconcelles reisen könne, und zweitens, mein Kind, weil der blonde Vadenbart und die Bedientenlivree, die ich für José bestimmt habe, der beste Paß für ihn sein werden.“

Man sieht, Gaspar hatte aufmerksam die Unterredungen des Generals und seiner Tochter durch die Spalte in der Bibliothek belauscht.

„Und das ist alles, was du gehört hast?“

„Alles, sie gingen dann weiter.“

„War Donna Ines traurig?“

„O nein, Herr Graf, im Gegenteil, sehr heiter. Und die Herren Offiziere, die alle gleichfalls den Herrn Grafen zu lieben scheinen, waren gleichfalls guter Dinge.“

„Wirklich?“

„Meiner Treu! Ich warte bei Tische auf,“ plauderte Gaspar in harmlosem Tone weiter, „und da habe ich gehört, wie Rittmeister Santillana beim Frühstück ganz vergnügt sagte: ‚Ich bin überzeugt, daß der arme d’Avila in diesem Augenblicke die Küste Portugals schon vor seinen Niden auf irgendeinem Schiffe, das ihn nach England oder sonst wohin bringt, entweichen sieht.‘ Das ist sehr wahrscheinlich, meinte der General. ‚Wah,‘ mischte sich nun auch der alte Oberst in das Gespräch, ‚ein Deserteur die je e Schlages ist nie ehrlos. José d’Avila wird, wenn er entkommen ist, geduldig im Auslande den Augenblick abwarten, wo der Präsident der Republik allen Rebellen volle Amnestie gewährt.‘ Und dann,“ sagte der Rittmeister, ‚wird der Graf ruhig nach Villa Real zurückkehren, wo er vielleicht eine ihn liebende Frau zurückgelassen hat.‘ Und sie heiraten!“ schloß der General lachend das Gespräch.

Während der treulose Diener auf diese raffinierte Weise die Seele des arglosen Grafen mit immer neuen Hoffnungen erfüllte und sich wohl hütete, seines Nebenbuhlers, des Visconde, auch nur mit einem Worte Erwähnung zu tun, hatten beide den Saum des Waldes erreicht, und José vernahm nun mit Erstaunen ein dumpfes Stampfen auf dem Erdboden.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte er und spannte instinktmäßig den Hahn seiner Pistolen.

„Ach,“ entgegnete Gaspar, scheinbar nicht weniger verwundert als er, „das ist wohl ein Pferd“, und deutete dabei auf einen schwarzen Schatten, der sich unter den Bäumen hin und her bewegte.

„Ein Pferd?“ fragte der Graf bestreuet.

„Ja, es ist dasjenige Henriquez’, der Schemel wird wahrscheinlich bis Arrabida mitgeritten und dann umgekehrt sein, um das Tier hier anzubinden, und während wir hierher gegangen sind, nach der Mauer sich begeben haben.“

Sogleich feste nun José zwei Finger an den Mund und ließ einen schrillen Pfiff ertönen, in der Hoffnung, daß Henriquez ihm antworten werde. Aber Henriquez antwortete nicht. Abermals durchzuckte ein argwöhnlicher Gedanke das Hirn José’s.

Doch schon im nächsten Moment wurde er wieder ruhiger.

„Wozu“, sagte er sich, „und in welchem Interesse sollte der Bursche hier mich verraten?“

Allerdings, dies Interesse hätte der Graf ja nur erraten können, wenn er eine Ahnung von den geldgierigen Absichten des edlen Visconde auf seine schöne Mause gehabt hätte! Aber es war jetzt aber auch schon zu spät, um umzukehren, José hatte kaum noch ein Recht mehr, zu zaudern, schon schimmerten ja durch die Bäume die Lichter des Schlosses Parnafo. Sturz entschlossen jagte er daher zu Gaspar: „Schnell, Gaspar, bemächtige dich des Pferdes, binde es los und führe es am Bügel, Henriquez wird schon erraten, daß ich es genommen habe.“

Gaspar gehorchte, und der Graf eilte nun aus dem Felde und schritt auf die Umzäunung des Parks zu. Ob er jedoch die

Öffnung in der Hecke erreichte, durch die er gewöhnlich schlüpfte, wandte er sich noch einmal um und sagte: „Die Husaren sind zwar fort, aber es könnte doch irgendein Nachzügler in der Umgebung des Schlosses zurückgeblieben sein.“

„D nein, Herr Graf, haben Sie keine Sorge!“ versicherte Gaspar.

„Einerlei, bleibe als Schildwache stehen!“

„Soll ich Sie hier erwarten?“

„Ja.“ — Der Graf verfolgte darauf allein seinen Weg in der Richtung des Lichtes, das hinter Jues' Fenstervorhängen schimmerte, und, wie er es gewohnt war, wollte er jetzt über den Parkgraben springen.

Aber in demselben Augenblick vernahm Gaspar mit teuflischer

Freude einen leisen Schmerzensschrei und unmittelbar darauf einen Ausruf des höchsten Zornes: Der Graf war mit beiden Füßen in die scharfen Zaden der Wolfsfalle geraten! Jubelnd feuerte der schurkische Diener, der in einiger Entfernung zurückgeblieben war, jetzt rasch hintereinander zwei Schüsse in die Luft. Dann warf er sich aufs Pferd und setzte, dasselbe mit seinen Fersen aufstachelnd, in scharfen Galopp.

„Jetzt nach Amaranthe,“ murmelte er vor sich hin, „um den Kriegsrat in Kenntnis zu setzen!“

Gaspar hatte, wie man weiß, den Grafen belogen. Die Husaren hatten die Gegend nicht verlassen und im Schlosse Parnaso lagen außer dem Obersten und dem Rittmeister Santillana an dreißig Soldaten und vier Unteroffiziere. Ein Posten war sogar vor einem Pavillon aufgestellt, der in einer Ecke des Parks kaum dreihundert Schritte von der Öffnung in der Hecke entfernt lag, wo der unglückliche Graf d'Avila gleich einem wilden Tiere eingefangen worden war. Dieser Posten stand unter Rittmeister Santillanas Befehl. Natürlich alarmierten Gaspar's Schüsse sofort den Posten und die Husaren. Im nächsten Momente stürzten alle aus dem Pavillon hervor und eilten der Gegend zu, woher sie die Schüsse vernommen hatten. Da der Mond völlig aus den Wolken hervorgetreten war, bemerkte Rittmeister Santillana, seinen Leuten vorauseilend, auch bald einen Menschen, der vergebens alle möglichen Anstrengungen machte, sich von irgendeiner geheimnisvollen Fessel zu befreien. Zu gleicher Zeit öffneten sich die Fenster im Schlosse und stürzten dessen Bewohner heraus. Da stieß der Rittmeister einen furchtbaren Schrei aus, einen Schrei des Entsetzens und des Schmerzes. Er hatte in dem Mann, der sich aus der Wolfsfalle loszuwinden suchte, seinen Freund, den Grafen José d'Avila erkannt.

Und der Rittmeister war nicht allein, ein Duzend Husaren umringten ihn, und es war ihm nicht gestattet, José zu befreien und ihm zuzurufen: „Flieh, Unglücklicher... fliehe, so schnell du kannst!“

José vermochte sich ja nicht von der Stelle zu rühren, denn seine beiden Füße saßen in der Falle fest. Und ungeachtet seiner her-

zulischen Kraft gelang es ihm nicht, die beiden Arme der tödtlichen Maschine auseinander zu bringen. Schon in den nächsten Minuten hatten die Husaren ihn erreicht, in ihm ihren früheren Major erkannt und machten sich nun daran, die Falle zu öffnen. Bald war denn auch José befreit... aber immer noch umringt von neuen Husaren, die die Ordre hatten, ihn zu arretieren und gefangen zu nehmen, wo sie ihn fanden.

„Unglücklicher!“ sagte der Rittmeister zu ihm ganz verzweifelt, „warum bist du hierher gekommen?“

„Man hat mich hintergangen“, entgegnete José.

„Wer denn?“

„Gaspar, Jues' Kammerdiener!“



Mildtätigkeit. Von Elise Leuf. (Mit Text.)

„Sein Name?“ schrie der General zornig.

„Gaspar.“

„Jues' Kammerdiener?“

„Ja, er hat mich hierher gelockt, indem er mir sagte, daß Donna Jues mich erwarte und daß die Husaren abgezogen wären.“

„Schändlich!“ rief der Visconde in so natürlichem Ton, daß es keinem der Anwesenden hätte in den Sinn kommen können, ihn für einen Mitschuldigen dieses Verrats zu halten. Auch die anderen waren empört. Nur der Graf allein hatte seine Ruhe mitten in der allgemeinen Verwirrung wiedergefunden. Da ließ sich plötzlich ein durchdringender Schrei hören, und eine leicht bekleidete Frau stürzte durch die den Grafen umringende Gruppe. Es war Jues, die, beim Knall der Schüsse von einer furchtbaren Ahnung ergriffen, jetzt in ihrer Nachtoilette herbeieilte, sich an die Brust

„Herr Rittmeister,“ rief da einer der Husaren, „wir sind hier miserabler denn je, aber wir werden stumm sein wie das Grab! Lassen wir den Herrn Major entfliehen!“

Doch José schüttelte den Kopf.

„Nein, mein Freund,“ bat er, dem Rittmeister die Hand reichend, „meine Schuldigkeit!“

Noch immer schwankte dieser, indem er bald auf die Wolfsfalle, deren Existenz an diesem Orte er sich nicht zu erklären vermochte, bald auf seinen ehemaligen Kameraden blickte, der seine Kaltblütigkeit schon wieder gewonnen hatte und lächelte. Aber er sah doch ein, daß er beim besten Willen nichts für seinen unglücklichen Freund tun konnte. Denn schon kamen die Leute aus dem Schlosse herzugeeilt, an ihrer Spitze der General und der Visconde, mehrere Diener folgten mit Laternen, und aus einer andern Allee hastete nun auch noch der alte Oberst mit zehn Mann hervor, so daß der unglückliche Gefangene jetzt von dreißig Personen umringt war, die sich alle in Ausrufen des Schmerzes und des Schrecks ergingen.

„Blut Gottes!“ rief der General, der sofort alles erriet, und musterte mit einem strengen Blick seine Umgebung. „Wer hat die Falle gelegt?“

„Ich weiß es nicht, Herr General,“ entgegnete José, „nur so viel ist mir bekannt, daß einer von Ihren Dienern mich verraten hat.“

des Gra wieder des Obmen de José zu ten war „Gue der Ob wurden ich muß ich habe es fleht, nicht in wolt h verwei d'Avila muß n „Ob reich, nicht d für m „An bunge deutet „D erfüllt

ten erst wen ich Gef ger zu stie den ter M. her an Le im De ih le zu g. D. en

des Grafen warf und ihn mit Klüffen bedeckte. Dann aber ließ sie wieder die Arme sinken, gab José frei und ergriff beide Hände des Obersten, um ihn im Namen des Himmels anzuflehen, José zu retten. Doch ihre Bitten waren vergebens.

„Gnädige Frau,“ antwortete der Oberst, und seine Augen wurden feucht, „ich bin Soldat, ich muß meine Pflicht erfüllen. Ich habe zu Gott gebetet, ich habe es als eine Gnade von ihm empfunden, mir den Herrn Grafen nicht in dem Weg zu führen. . . Gott hat mir die Gewährung verweigert. . . der Herr Graf d'Avila ist mein Gefangener, er muß mir ins Schloß folgen.“

„Oberst,“ rief da der General sich, „wenn ich bitten darf, nicht dorthin. . . aus Rücksicht für meine Tochter.“

„Und wohin soll ich ihn dann bringen?“ — Der General

deutete auf den zwischen Bäumen gelegenen Pavillon im Park.

„Nun, wohl denn,“ entgegnete der Oberst, „ich will Ihren Wunsch erfüllen, und gleich darauf wurde José in den Pavillon gebracht.“



James W. Gerard,
der neue amerikanische Gesandte in Berlin. (Mit Text.)
(Phot. Brown Brothers, Newyork.)

ten um, untersuchte zunächst das Erdgeschoss und stieg dann zum ersten Stock empor, um dort sich heutzend auf einen Stuhl zu werfen und in tiefes, trauriges Sinnen zu versinken. Er war zu sehr Militär, um nicht zu wissen, welches Schicksal seiner harre. Gistens befand er sich in dem gewöhnlichen Falle eines kahnensflüchtigen, und das Kriegsgesetz bestrafte den Deserteur mit dem Tode. Und dann benahm ihm die Erbitterung, mit der er das neue Regime bekämpft hatte, auch jede Aussicht auf Begnadigung. José hatte immer das Leben gering geschätzt und in letzter Zeit zu oft dem Tode ins Auge geschaut, um ihn zu fürchten, aber er liebte Ines, die vor Schmerz sterben würde. . .

Lange saß er so schweigend da, den Kopf in die Hände gestützt, dann aber erhob er sich, öffnete ein

Fenster und kühlte seine brennende Stirn in der Morgenluft. Der Tag begann sich aufzuhellen. Durch die Bäume hindurch sah man die weißen Nebel des Schlosses von Parnaso erglänzen. José's Augen suchten sofort Ines' Fenster. — Eine Lampe schimmerte hier noch trotz der ersten Strahlen der Morgenröte. Auch Ines wachte offenbar noch. José fühlte bei diesem Gedanken sein Herz schneller klopfen, und er empfand plötzlich, wie ergeben er auch noch kurz zuvor in sein Schicksal gewesen sein mochte, doch den heißen Wunsch, zu leben, und eine brennende Sehnsucht nach Freiheit. Er blickte nach unten hinab in den Park. Ob er wohl den Sprung aus dem Fenster riskieren konnte? . . . trotz der Schildwachen, die vor der einzigen Tür des Pavillons und den Fenstern stan-



Prinz Arzur von Connaught.



Prinzessin Alexandra von Hese.

Sie Verlobung im englischen Königshause. (Mit Text.)

den? Doch nein, gerade jetzt blickte ein Husar nach oben, und gleich darauf konnte es zu ihm herauf: „Herr Major, keine Tollheit!“

José fuhr zusammen: er hatte mit aller Bestimmtheit an der Stimme seinen ehemaligen Vorgesetzten wieder erkannt.

„Ah,“ sagte er, „du bist es, Bernardin?“

„Ja, Herr Major!“

„Welche Tollheit meinst du denn?“

„Ich meine, Sie sollten keinen Versuch machen, aus dem Fenster zu springen.“

„Und warum denn nicht?“

„Weil der Oberst strenge Ordre gegeben hat, sofort auf Sie zu schießen, falls Sie einen Fluchtversuch unternehmen sollten.“

„Schon gut, ich werde nicht hinauspringen.“

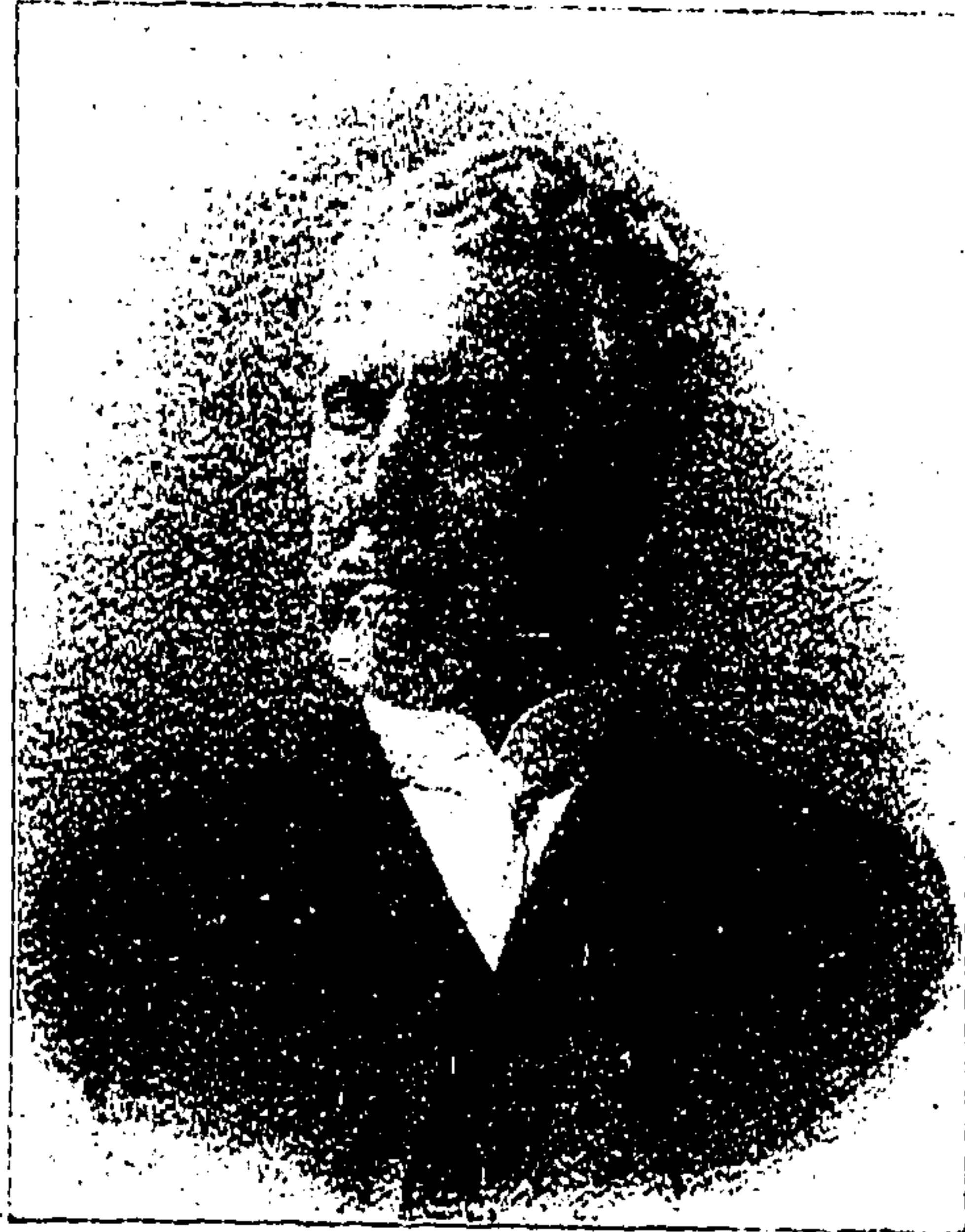
„Übrigens,“ fuhr Bernardin fort, „ist wohl anzunehmen, Herr Major, daß Sie hier wenigstens drei bis vier Tage als Gefangener bleiben werden.“

„So? Das also glaubst du?“

„Ja, ich habe es vom Obersten. . .“

„Ah, und was sagte der Oberst?“

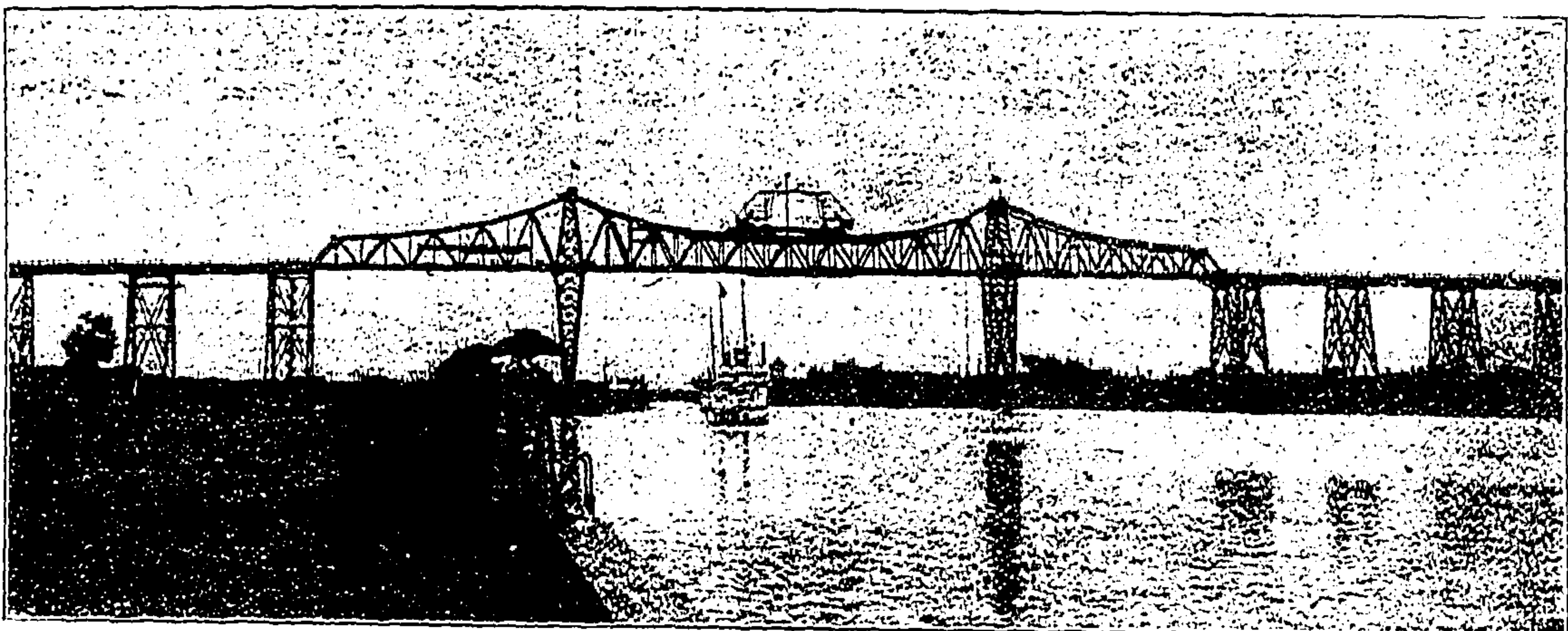
„Er sprach jedoch erst mit dem General und sagte zu ihm: „Sie wissen, Herr General, daß ich die Ordre, nach Anaranie



Kolonelkommandeur Stephan Zank.

(Mit Text.)

Photographie von Peter Schmid, Reichenhall.



Die neue Eisenbahnhochbrücke über den Kaiser-Wilhelm-Kanal. (Mit Text.)

zurückzuführen, erhalten habe. Ich werde also in einer Stunde zum Ausbruch blasen lassen; aber ich will mich mit unserem unglücklichen Gefangenen nicht befassen, sondern ihn bis auf weiteren Befehl unter der Obhut des Rittmeisters Santillana und einer Abtheilung von zehn Mann hier lassen."

"So?" entgegnete José, "die Husaren ziehen also ab?"

"Ja, Herr Major."

"Du auch?"

"Nein, ich bleibe."

Dann fuhr der Husar seufzend fort: "Wir haben leider nicht die Wahl, tun und lassen zu können, was wir wollen, und wir alle, die wir Sie doch so lieb haben, sollen Sie bis zum Kriegsgesicht bewachen ... das ist hart!"

José lächelte traurig, grüßte Bernardini mit der Hand und nahm wieder vor dem Tische Platz, der in der Mitte des Zimmers stand.

"Es ist augenscheinlich," dachte er, "daß wenn der Oberst die Ordre gegeben hat, auf mich zu schießen, er keineswegs geneigt ist, mich entlassen zu lassen. Außerdem kenne ich ihn ... er ist ein Sklave seiner Pflicht. Und doch ..." (Fortsetzung folgt.)

Der Chauffeur.

Erzählung von Vally vom Münster. (Schluß.)

Nach seiner Rückkehr von Amerika mochte der selbstlose Freund, der sich übrigens vor Jahren drüben ebenfalls ein Goldstücklein geangelt hatte, bei dem Freiherrn das gleiche Prinzip verfolgt haben, ihn für die reiche Erbin zu begeistern, und mit so gutem Erfolg, daß der die frohe Botschaft seiner bevorstehenden Millionenheirat schon all seinen Bediensteten, und nicht zuletzt wohl all seinen Gläubigern mitgeteilt hatte! Daher das Interesse dieses Menschen, Näheres über die Familie Edward Smith zu erfahren, denn von ihrer Übersiedlung in diese Stadt hatte gewiß Fremde sich schon vom Vater Kenntnis erhalten und dann seinerseits Kenntnis gegeben.

Das war eine deprimierende Erfahrung, die Miß Smith da eben gemacht, aber sie wollte sich schon rächen auf ihre Art.

Joachim v. Landau war ebenfalls recht deprimiert: wenn Freund Axel auch im Hause Smith viel von ihm gesprochen, ja, nach seiner lieben Art von ihm geschwärmt hatte, so war die Sache entschieden doch noch keineswegs so weit gediehen, um zum Gespräch mit der Gesellschafterin, sagen wir nur gleich José, gemacht zu werden, und diese Tatsache, die ihm die Äußerungen des Mädchens unbestreitbar enthüllt, ließ auf die Diskretion und das Taktgefühl der Familie Smith, Vater und Tochter, einen recht betrübenden Schluß zu.

Und Axel, der gute Junge, hatte diese Leute in jeder Beziehung in den Himmel gehoben! Ach, vielleicht hatte der ihm gegenüber auch gegen seine eigentliche Überzeugung gesprochen, um ihm die Pille einer reichen Heirat zu verschäßen, die er als einzigen Ausweg anah.

Nun, sei dem wie ihm wolle, er wollte, da das Spiel nun doch einmal aufgedeckt schien, wenigstens seinen Vorteil ausnützen und dem amerikanischen Föfchen mit ordentlichem deutschen Scheid die Cour machen, um sie dabei über ihre Herrin gehörig auszufragen. Denn wenn es auch durch die Übersiedlung der Smiths ausgerechnet in die Stadt des ganzen Deutschen Reichs, in der seine Heimat war, als erwiesen galt, daß diese Leute mit der ja bekannten Titelucht regelrecht Jagd auf ihn machten, so wollte er sich ihnen doch nicht blindlings überliefern, wie er das bei seiner Reise nach Amerika noch getan haben würde. Jetzt war er gewarnt und wollte diplomatisch vorgehen.

"Ich bewundere den Scharfblick des gnädigen Fräuleins", begann er, indem er das lastende Schweigen brach, "und ich bitte recht herzlich, mich nicht zu verraten. Ich bin ein treuer Diener meines Herrn, der viel um ihn ist, und da habe ich denn einmal in einem intimen Gespräch mit seinem besten Freund etwas läuten hören von einer bildschönen, herzensguten jungen Dame, und weil dann mein Herr nach Amerika reiste, nach einem Land, in dem er doch keine Menschenseele kannte, da hab' ich mir dann gedacht, daß doch etwas Wahres an dem Gehörten sein möchte und deshalb wollte ich die Gelegenheit benutzen, um vielleicht durch Zufall etwas über die Familie zu hören und — ob das Fräulein wirklich so schön und so gut ..."

"Und so reich ist", fiel seine Zuhörerin ihm bitter ins Wort. "Nun, das letztere ist am sichersten wahr, das andere ist Geleimarbeit."

"Abgesehen wünsche ich jetzt umzukehren, das gnädige Fräulein könnte sonst ungeduldig werden! Doch, was ich noch fragen wollte, wann hat Ihr Herr seine Reise nach Amerika angetreten und wann gedenkt er zurückzukommen?"

"Er ist vor zwei Monaten abgereist und — wird wohl erst nach Weihnachten zurückkehren", sagte er nach kurzer Überlegung hinzu.

Das Fräulein schien von dieser Auskunft befriedigt. Sie wird es ihrer Herrin berichten, kalkulierte Joachim, und sie werden mich demnach noch ein Weilchen in Ruhe lassen und ich muß in dieser Zeit versuchen, mich mit Hilfe des Föfchens infognito zu orientieren, soweit dies möglich ist.

Er begann deshalb sogleich sein Eisen zu schmieden: "Während der Abwesenheit meines Herrn hab' ich viel freie Zeit, wenn es Ihnen also wirklich Freude macht und das Wetter es erlaubt, würde ich gerne bereit sein, Ihnen einige Lektionen im Steuern zu geben." Erwartungsvoll sah er sie an.

Auch sie überlegte einige Augenblicke: fast die gleichen Erwägungen gingen ihr durch den Sinn.

"Schön," sagte sie endlich, "und es soll auch Ihr Schaden nicht sein. Mister Smith versorgt mich reichlich mit Geld," erklärte sie, "für heute nehmen Sie dies." Dabei überreichte sie ihm ein Zwanzigmarkstück, das er nur widerstrebend berührte. "Und übermorgen erwarten Sie mich zu derselben Zeit an derselben Stelle."

Auf einen Wink ihrer Hand ließ er das Auto halten, und mit raschen Griffen ihre in der hinteren Seitentasche verwahrten Paketchen an sich nehmend, verschwand sie nach einem kurzen, fast hoheitsvollen Reigen des Hauptes, leichten, elastischen Ganges um die nächste Straßenecke.

Joachim hatte ihr, gefesselt von ihrer ungesuchten Grazie, nachgeblickt und beobachtet, wie dies auch noch andere Vorübergehende taten: es war doch etwas Eigenes um diese Amerikanerinnen, diese Ungeniertheit und Sicherheit des Benehmens, dieser freie, stolze Gang, und — wenn schon die Dienerin so vortheilhaft aussah, wie reizvoll mußte dann erst die Herrin sein.

Zwei Wochen waren seit diesem Ereignis vergangen und in dieser Zeit war Joachim v. Landau — der sich außer bei den Übungsfahrten mit der Amerikanerin nicht aus dem Hause wagte, um durch keinerlei Zufälligkeit das Gerücht von seiner Rückkehr an die Ohren der Smiths dringen zu lassen — im Gegenteil zu dem Schluß gekommen, daß die Herrin es ganz unmöglich zu ihrer Gesellschafterin an Schönheit, Anmut und Geist würde aufnehmen können, und zu der Überzeugung, daß diese reizende kleine Gesellschafterin auch gerade die richtige Gefährtin für sein ferneres Leben sein würde, und daß es ihm ganz egal wäre, wenn sie auch keinen roten Heller ihr eigen nannte! Er hatte sich dies fernere Leben schon ganz klar zurechtgelegt, wobei nicht zum mindesten die freiere Weltanschauung mitgesprochen hatte, die er aus ihren Worten gelernt.

Was war ein Titel ohne Mittel? Wozu einem alten Parteimitglied, einem erblichen Steinhaufen, der sich Familienschloß nannte, ein erträumtes Familienglück opfern? Es erschien ihm ja rein unmöglich, nachdem er Miß Cornelia kennen und lieben gelernt, um eine andere zu werben; lieber wollte er an ihrer Seite drüben im freien Amerika das neue, freie Leben beginnen, das er für seinen Fähigkeiten entsprechend, die er ja leider niemals ausgebildet hatte, nur in einem Berufe erfolgreich denken konnte — als Chauffeur!

Ob ihn die Geliebte auch ihrerseits wieder liebte und bereit war, für ihn ein Heim zu verlassen, in dem sie anscheinend gleich wie die Tochter des Hauses im Überfluß gehalten wurde, um an seiner Seite sich tapfer in den Kampf zu stellen, das wollte er sie heute fragen, vorerst noch ohne ihr seinen wahren Namen und Stand zu entdecken.

Denn dies sollte ein kleiner Triumph für ihn werden, diesen Geldproben, die ihn schon sicher auf dem Leim zu haben glaubten, noch im letzten Augenblick davonzuflattern; und so wollte er am den Weihnachtsabend — für den jene ihr Komplott geschmiedet, in aller Form bei Mister Smith anhalten, aber nicht um dessen stolze Tochter, sondern um ihre bescheidene Freundin!

Fremd Axel, der im blinden Vertrauen auf seine untrügliche Menschenkenntnis in der Freude seines ehrlichen Herzens acht Tage, nachdem er den Freund "drüben" wußte, eine launige Epistel nach Newyork gelabert, gerichtet an seinen Gönner Mister Edward Smith, hatte zu seiner nicht geringen Überraschung nach einiger Zeit die Antwort aus Deutschland bekommen, worin ihm die Übersiedlung gemeldet und er in Begleitung seines Freundes zum Weihnachtsfest eingeladen wurde, um, wie Mister Smith sich ausgedrückt hatte, die Sache gleich am selben Abend unter dem Einfluß von Lichterglanz, etwas deutscher Nahrung und viel französischem Sekt ins Lot zu bringen!

Mit einem Prämmerando-Glückwunsch hatte der gute Axel den schwiegerväterlichen Wohlwollensbeweis in seinem Brief eingepackt und heute auf Joachims Zusage mit dem erwähnten Hinte danken mit einem fröhlichen telegraphischen All right geantwortet.

Vally Smith kam an diesem Tage mit hochgeröteten Wangen und schwebenden Augen heim. Wohlgefällig betrachtete sie ihr Bild, als sie sich ihm gegenüber in einen Schaukelstuhl warf.

Wi
es Sch
me an
Zehnt
gefahr



am
Zehn
am
im
E
we
St
st
der
ge
Z
ne
B
W
W
ni
und
ih
da
du
de
mi
ne
an
de
ne
se
ge
ni
un
ab
un
id
wi
be
st
j
in
u
j
j
j

„Wirst eine stattliche Freifrau werden, Nell“, begann er, „und das Schloß ist gar nicht übel, wenn es auch ganz gehörig renoviert und ausgebaut werden muß, um meiner Tochter ein würdiger Wohnsitz zu werden. Ich bin nämlich heute einmal daran vorbeigefahren, denn man will die Mähe doch nicht im Sack kaufen.“

Verierbild.



Wer verläßt den Häuber?

Behaglich lachte er.

Nelly schloß das Blut ins Gesicht. „Vater,“ bat sie, „du weißt, daß ich solche Redensarten nicht anhören kann: ich wollte das Recht haben, diesen Freiherrn, der mit seinem Titel nach den Mitteln sieht, um sein Wappenbild neu zu vergolden, verachten zu können, aber deine Reden, die die Heirat deiner einzigen Tochter ebenfalls wie ein Handelsgeschäft darstellen, bei dem gekauft und verkauft wird, verbieten es mir!“

„Ich habe mich auch deinen Plänen nicht weiter widersetzt, weil es mir eigentlich einerlei war, ob und wen ich heiratete, weil ich die Liebe noch nicht

kannte! Es hätte ja auch sein können, daß ich den mir von dir bestimmten Freier hätte lieben lernen, ebenso wie er mich, aber nun weiß ich, daß das unmöglich ist, und deshalb, Vater, erkläre mir hiermit, daß es mir jetzt auch unmöglich ist, ihn zu heiraten.“

Sie hatte sich unter diesen Worten erhoben, auch Mister Smith war emporgeschneelt, und so standen sie sich Auge in Auge gegenüber.

„Du willst den Freiherrn abweisen“, stammelte der kleine Mann ganz fassungslos. „Und aus welchem Grunde?“

„Weil ich mich bereits einem anderen Manne angelobt habe, der ich liebe und der mich liebt, und der nicht nach meinen Millionen geangelt hat, weil er glaubt, daß ich keinen Cent besitze.“

„Und darin soll er sich auch nicht getäuscht haben“, fuhr Mister Smith in jäher erwachter Wut auf. „Deine Millionen sind bis jetzt noch meine Millionen; doch jetzt herans mit der Sprache: Wer bist der Verwegene, der gewagt hat, meine Pläne zu durchkreuzen?“

„Aber Nellu, die echte Tochter ihres Vaters, ließ sich dadurch nicht erschüttern: „Er heißt Hans Müller und ist Chauffeur.“

„Chauf — seur — habaha!“ Mister Smith schien an dem Wort und an dem heiseren Lachen ersticken zu wollen, so sehr hatte ihn die Wut übermannt. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, das die Teegläser in ihren silbernen Hältern aneinandersirten, dann rang es sich keuchend von seinen Lippen: „Sag, Mädel, bist du eigentlich toll geworden?“

Nelly blieb ganz ruhig und haschte nach des Vaters Hand, die dieser ihr indessen brüsk entzog.

„Vater, begann sie, hast du denn vergessen, was du mir früher mit Stolz erzählt, daß du einst ohne einen Cent drüben in der neuen Welt angefangen hast, und daß Wänter dir gefolgt ist und an dich geglaubt hat und dir geholfen hat?“

Sie hatte ganz sanft und leise gesprochen und nun doch seine Hand erfaßt, die sie zärtlich an ihre Lippen drückte. Sie sah, wie es in ihm rang, sie fühlte ihren Sieg über ihn, den sie noch stets errungen, wenn sie sein Herz mit dem Andenken an die Mutter gerührt, die er abgöttisch geliebt und der sie so ähnlich sah.

„Aber meine Tochter hat das eben nicht nötig und ich will nicht, daß du die Stämpfe und Entbehnungen durchmachst, wie ich und — deine — Mutter.“ Er hatte noch einmal aufbrauen wollen, aber sein Zorn erstarb in sanfter Nüchternheit, wie er sie so mutig und vertrauensvoll vor sich stehen sah wie einst — ihre Mutter.

Da wußte sie, daß sie gewonnenes Spiel hatte. „Väterchen,“ lächelnd sagte sie, „das liegt ja nur an dir! Gib uns deine Einwilligung und deinen Segen, dann sind uns alle Stämpfe und Entbehnungen erspart, und das Glück zieht bei uns ein, wie es bei dir abgezogen ist, als Mütterchen dein Weib wurde.“

„So bring mir deinen Hons,“ hurrte er noch halb unwillig, „und ich will sehen, ob die Bürgerschaft für dein erträumtes Glück in meinen Augen liegt.“

Best, wo sie den Vater wieder um den kleinen Jünger wiederwachte, wickelte sie ihren Trübsal aus. „Sieh, Vater, wir freien Amerikaner sollten doch stolz sein auf unsere freieren Anschauungen, und nicht auch wie die anderen nach schuldigen Tadeln stehen: stell dir bloß vor, wie dieser Varen, der mit diesem

Nöder unser schönes, sauer verdientes Geld zu fangen suchte und mich, dein einziges Kind, als unvermeidliches Anhängsel gnädig mit in den Kauf genommen hätte, wie der sich ärgern wird, wenn er hört, daß er unverrichteter Sache wieder abziehen kann, weil ich ihm — seinen Chauffeur vorgezogen habe!“

Und der Gedanke an die Enttäuschung des Freiherrn verflüchtete dem im Grunde seines Herzens demokratisch veranlagten stolzen Selbstmädeman die eigene bittere Enttäuschung, seine einzige schöne Tochter nun nicht als die Besitzerin des feudalen Ahnenschlösses sehen zu können.

Noch in derselben Stunde schrieb Mister Edward Smith mit seiner markigen amerikanischen Schrift eine Einladung an den Chauffeur Herrn Hans Müller, bei Freiherrn Joachim v. Landau auf Schloß Landau, zum Weihnachtsfeste aus.

Der heilige Abend war unter gespanntester Erwartung aller Teilnehmer an dem geplanten Fest in der Villa des Mister Edward Smith herangekommen, und doch hatte er für jeden dieser Teilnehmer noch eine unerwartete Exträüberraschung bereit, die kein einer hätte träumen lassen!

Das heimliche Brautpaar glaubte seinen Augen und Ohren nicht trauen zu dürfen, als sie einander von Axel Gichtstätten als Freiherr Joachim v. Landau und Miß Cornelia Smith vorgestellt wurden, und als sich beide dann fast im selben Moment in wortloser Seligkeit in die Arme stoben, glaubten wieder die anderen vor einem unentwirrbaren Rätsel zu stehen!

Als sich endlich bei Lichterglanz, viel Nüchternheit und viel unter Lachen und fröhlichen Scherzen geleerten Champagnerflaschen alles aufgeföhrt und glücklich gelöst hatte, schien doch der Zufriedenste von allen Mister Edward Smith: denn er hatte mit seinem geliebten und in der Welt geschätzten Mädel in den in ehrlicher Liebe strahlenden Augen des Pseudo-Chauffeurs wirklich die Bürgerschaft für das dauernde Glück seines Kindes gesehen.

Es war ein fröhlicher, festlicher Weihnachtsabend.

Friedrich der Große und die deutsche Literatur.

Man zählt gewöhnlich Friedrich den Großen unter die Väter deutscher Literatur. Es ist wahr, er liebte die französische Literatur. Dennoch mißkannte er nicht die Fähigkeit der Deutschen und ihrer Sprache, eine ausgezeichnete Literatur sich zu verschaffen. Schon 1775 schrieb er an Voltaire: „Der Geschmack an den Wissenschaften fängt an, sich zu verbreiten und man muß erwarten, daß die Natur nun wahre Genies hervorbringen werde. Das Land, das einen Leibniz erzeugte, kann wohl noch mehrere seiner Art liefern.“

Zu seiner Abhandlung über die deutsche Literatur 1780 kommen die merkwürdigsten Äußerungen vor, die wohl zeigen, wie er die bedeutenderen Erscheinungen nicht über sah. „Erst seit kurzem gewinnen die gebildeten Männer den Mut, in ihrer Muttersprache zu schreiben: sie erröten nicht mehr, Deutsche zu sein.“ — „Man bahnt sich den Weg zum Parnass wie zum Tempel der Wissenschaft.“ — „Wir werden unsere Klassiker haben, jeder wird sie lesen, sich danach zu bilden, unsere Nachbarn werden Deutsch lernen: denn wohl mag unsere Sprache, in ihrer einst vollendeten Ausbildung, sich durch guter Schriftsteller Ruhm von einem Ende Europas zum andern verbreiten.“

Er fühlte es schmerzlich, daß es ihm nicht mehr beschieden sei, die schönen Tage unserer Literatur zu sehen, und er sagte darüber: „Wie Moses sehe ich da und schaue von ferne das gelobte Land; — betreten werde ich es nimmer.“

Unsere Bilder

Das älteste Haus Deutschlands in Pfullendorf. Das alte Haus Deutschlands, welches in Pfullendorf, einem badischen Städtchen mit 2800 Einwohnern, steht, stammt aus dem 12. Jahrhundert. Die Stadt Berlin hat große Summen geboten, um dieses Haus in ihren Besitz zu bekommen. Der Magistrat von Pfullendorf ging aber nicht darauf ein und wird in diesem ältesten Hause Deutschlands ein Museum für Altertümer aus Deutschland errichtet.

Mildtätigkeit. Aus der kleinen Trude, die schon als Kind ein so mildtätiges Herzchen hatte, mag später leicht so eine mildberige Schwester geworden sein, wie sie uns das Bild von Elise Lenz vorführt. Das ist wirklich eine Frau, die da der Kranken Schwester Mildtätigkeit in höchstem Maße. Der hochwichtigen Gesichter von Mutter und Kind sieht man es an, daß Springer ein allzu häufiger Gast bei ihnen gewesen ist. Aber die mildtätige Kranken Schwester begnügt sich auch nicht mit dem bloßen Darreichen der köstlichen Suppe. Sie hat einen so teilnehmenden Blick und so gute trostvolle Worte für die Kranken, daß diese doppelt gehärtet von den Tausen des reichen Gärtners scheiden werden. Ein aufrichtiges „Gottesdienst“ werden die Spenderin wie die Bescheren in gleicher Dankbarkeit dabei auf den Lippen gehabt haben.

Zur Verlobung im englischen Königshause. Während eine Schwester des Königs von England, Viktoria, noch unvermählt ist, hat sich jetzt seine erste Nichte, Herzogin Alexandra von Hise, verlobt. Es ist die Tochter der Prinzessin Luise, die kein Mitglied einer regierenden Familie, sondern einen schottischen Herzog geheiratet hatte, wobei sie allerdings ihren Titel als königliche Prinzessin beibehielt. Ihr Gatte, der Herzog von Hise, entstammte allerdings auch einem Geschlecht, welches vor Jahrhunderten in Schottland die Königskrone getragen hatte. Auf tragische Weise kam der Herzog ums Leben. Bei einer Weltseereise geriet das Schiff, auf dem er sich befand, auf Grund, und mit Mühe gelang es den Matrosen, ihn durch das Wasser zur Küste zu retten. Dabei holte er sich den Stein zu einer bald danach tödlich ausgegangenen Lungenentzündung. Das war vor 1 1/2 Jahren. Seine älteste Tochter, die jetzige Braut, ist 22 Jahre alt. Der Bräutigam steht in naher verwandtschaftlicher Beziehung zum preussischen Königshause. Prinz Artur ist um acht Jahre älter als seine Braut und einer der persönlichen Adjutanten des Königs Georg. Die beiden Verlobten sind Geschwisterkinder, denn der Herzog von Connaught, dessen einziger Sohn der Bräutigam ist, ist ein Bruder der Brautmutter.



Essen.

— „Na, Herr Zwidel, wann steig' ich denn meinen neuen Anzug?“
— „Sobald Sie den letzten Anzug bezahlt haben!“
— „Nee, so lange kann ich nicht warten!“

Botschafter Gerard. Nach längerer Zeit ist es Präsident Wilson gelungen, einen geeigneten Mann für den wichtigen Posten als Botschafter in der deutschen Reichshauptstadt zu finden. Da die diplomatischen Vertreter Entel Sams recht schlecht bezahlt sind, gehört nun einmal Privatvermögen dazu, um den finanziellen Anforderungen der Stellung entsprechen zu können. Schließlich ist die Wahl des Präsidenten auf Herrn James Watson Gerard von New York gefallen, der sich nicht nur als Schwiegersohn des Kupferkönigs Marcus Daly eines auch für amerikanische Verhältnisse sehr beträchtlichen Vermögens erfreut, sondern auch eine geistig bedeutende und in seiner engeren Heimat sehr angeesehene Persönlichkeit ist. Der neue Botschafter ist im Jahre 1867 in Genesee im Staat New York geboren. Er genoss eine sehr sorgfältige Erziehung und erhielt eine umfassende Bildung, studierte die Rechte und wurde nach Bestehen des juristischen Examinens an der Columbia-Universität in New York im Jahre 1902 als Anwalt zur Rechtspraxis zugelassen. In demselben Jahre verheiratete er sich auch. Zur Vollendung des juristischen Studiums entschloß er sich erst spät, nachdem er mehrere Jahre kaufmännisch tätig gewesen war. Im Jahre 1908 wurde er zum Richter an der Supreme Court in der Stadt New York gewählt, welches Amt er bis zu seiner Ernennung zum Botschafter bekleidete.

Vollkommandeur Stephan Janken in Warnemünde. Am 19. Juli ist nach einem an Mühen und Gefahren reichen Leben der Vorkommandeur Stephan Janken in Warnemünde im 86. Lebensjahre zur ewigen Ruhe eingegangen. Mit dem Namen dieses Mannes ist eine Reihe der schwierigsten und zugleich glänzendsten Taten aus dem Bereich des Rettungswesens zur See verknüpft. Wenn es galt, in dunklen Herbst- und Winternächten Menschenleben aus Sturm und Not zu retten, dann erschien Stephan Janken mit seinen wackeren Völkern am Strande, um der gierigen See ihre Opfer zu entreißen. — Janken war im Jahre 1827 in Warnemünde geboren. Im Alter von fünfzehn Jahren trat er als Schiffsjunge seine erste Seereise an Bord der Galeasse „Argo“ an. Nachdem Janken das Schifferexamen bestanden hatte, besuchte er als Kapitän das in Rostock erbaute Wachtschiff „Johannes Neppler“. Auf einer seiner Seereisen rettete er bei einem schweren Sturm an der amerikanischen Küste in einem Schiffsboot die aus zehn Personen bestehende Besatzung eines im Sinken begriffenen portugiesischen Schiffes. Im Jahre 1868 berief ihn der Rat der Freistadt Rostock als Vorkommandeur nach Warnemünde. In dieser Stellung bewährte Janken sich glänzend. Dank seiner Unererschrockenheit, die er wiederholt bei der Rettung von Schiffbrüchigen bekundet hatte, ward er bald zum vollstündlichsten Mannne seines Heimatorts und weit über dessen Grenzen hinaus bekannt. Durch alle Tüden des Meeres und durch alle Gefahren, die Wind und Wellen im Gefolge hatten, verstand er es, sich mit einer meisterhaften Umsicht und Tatkraft hindurchzuarbeiten. Als 73jähriger Greis krönte er sein Lebenswerk mit der Vergung von zwölf Schiffbrüchigen Seeleuten, die zur Besatzung eines vor Warnemünde gestrandeten norwegischen Dampfers gehörten. Seit 1903 lebte Kommandeur Stephan Janken in Warnemünde im Ruhestand. In seinem Leichenbegängnis am 22. Juli nahmen die Spitzen der Behörden und zahlreiche andere Leidtragende, darunter sämtliche Völkern und Schiffer seines Heimatortes, teil.

Die neue Eisenbahnhochbrücke über den Kaiser-Wilhelm-Kanal. Am 1. Oktober soll die neue Eisenbahnhochbrücke über den Kaiser-Wilhelm-Kanal bei Rendsburg in Betrieb genommen werden. Während jetzt die beiden Eisenbahnstrecken Hamburg-Flensburg und Kiel-Südan auf zwei Deckbrücken in Uferhöhe über den Kanal geleitet werden, führt die neue Hochbrücke die Züge 33 m höher als bisher über den Kanal und erleichtert den Eisenbahn- wie den Schiffsverkehrs. Die gewaltige Weite hebt sich in der flachen Landschaft besonders auffallend ab. Sie

ist etwa 500 m lang, und die Eisenbahnschienen liegen 44 m über dem Wasserspiegel des Kaiser-Wilhelm-Kanals. Um die Züge von dem ebenen Boden allmählich höher zu leiten, waren auf beiden Kanalufnern umfangreiche Erdarbeiten und die Erbauung großer Viadukte erforderlich. Das vollendete Bauwerk ist ein neues Meisterstück deutscher Technik, dem an Größe nur die 60 m hohe und 300 m lange Estertalbrücke sowie die 80 m hohe und 580 m lange Wölftalbrücke gleichkommen.

Allerlei

Politisch. „Aber, Herr Zwidel, was für einen Niesen-Geldschein haben Sie sich da zugelegt!“ — „Lassen Sie gut sein! Wenn man sieben Töchter hat, kann ein ermunternder Eindruck nichts schaden!“

Woh etwas. „Hat euch euer Chef heuer den Sommerurlaub für den Landaufenthalt bewilligt?“ — „Das nicht, aber das Bureau hat er grüßlich streichen lassen!“

Gefährlicher Rat. Arzt: „Wenn Sie merken, daß Sie Lust haben, einen Schnaps zu trinken, müssen Sie sofort einen Apfel essen.“ — Patient: „Schön; aber es ist doch entsetzlich, fünfzig bis sechzig Apfel an einem Tage zu essen!“

Ein wahres Wort. Der berühmte Arzt Gufeland sagte einmal: „Schlimm ist's, daß die Menschen husten müssen, wenn ihnen etwas Unrechtes in die Kehle kommt; müßten sie aber auch dann husten, wenn ihnen etwas Unrechtes aus der Kehle kommt, so wäre des Hustens mit Neuchens gar kein Ende mehr.“ C. T.

Unsehbares Mittel. Als im Frühling 1848 Fürst Metternich vor der revolutionären Bewegung aus Wien fliehen mußte, verbreitete sich in einer österreichischen Landstadt das Gerücht, der Flüchtling sei unter Verkleidung in dortigen Gasthöfe abgestiegen. Sofort sammelte sich vor dem Gasthause eine ungeheure Menschenmenge, die den gestürzten Minister bedrohte. Die Abmahnungen des Bürgermeisters und selbst das Einschreiten der Polizei vermochten nicht, die Menge zu zerstreuen. Da kam schließlich, als der Tumult seinen Höhepunkt erreicht hatte, eine Ratsperson auf einen originellen aber glücklichen Einfall. Man schickte den Stadtdiener mit der Armenbüchse herum und im Augenblick zerfiel der Haufe nach allen Richtungen. I.

Gemeinnütziges

Pilzsuppe. Getrocknete Pilze werden gut gewaschen und über Nacht eingeweicht. Am andern Morgen legt man sie mit einigen Marktknochen oder Bratenknochen auf, läßt sie 2-3 Stunden kochen, gießt die Brühe durch, macht sie mit in Butter gebräuntem Gries sämig und gibt sie mit den Pilzen zu Tisch.

Erhalten Schafe Stutzen, so sind diese nicht im Trinkwasser aufgelöst zu reichen, sondern trocken in gebrochenem, zerkleinertem Zustande, aber möglichst frisch.

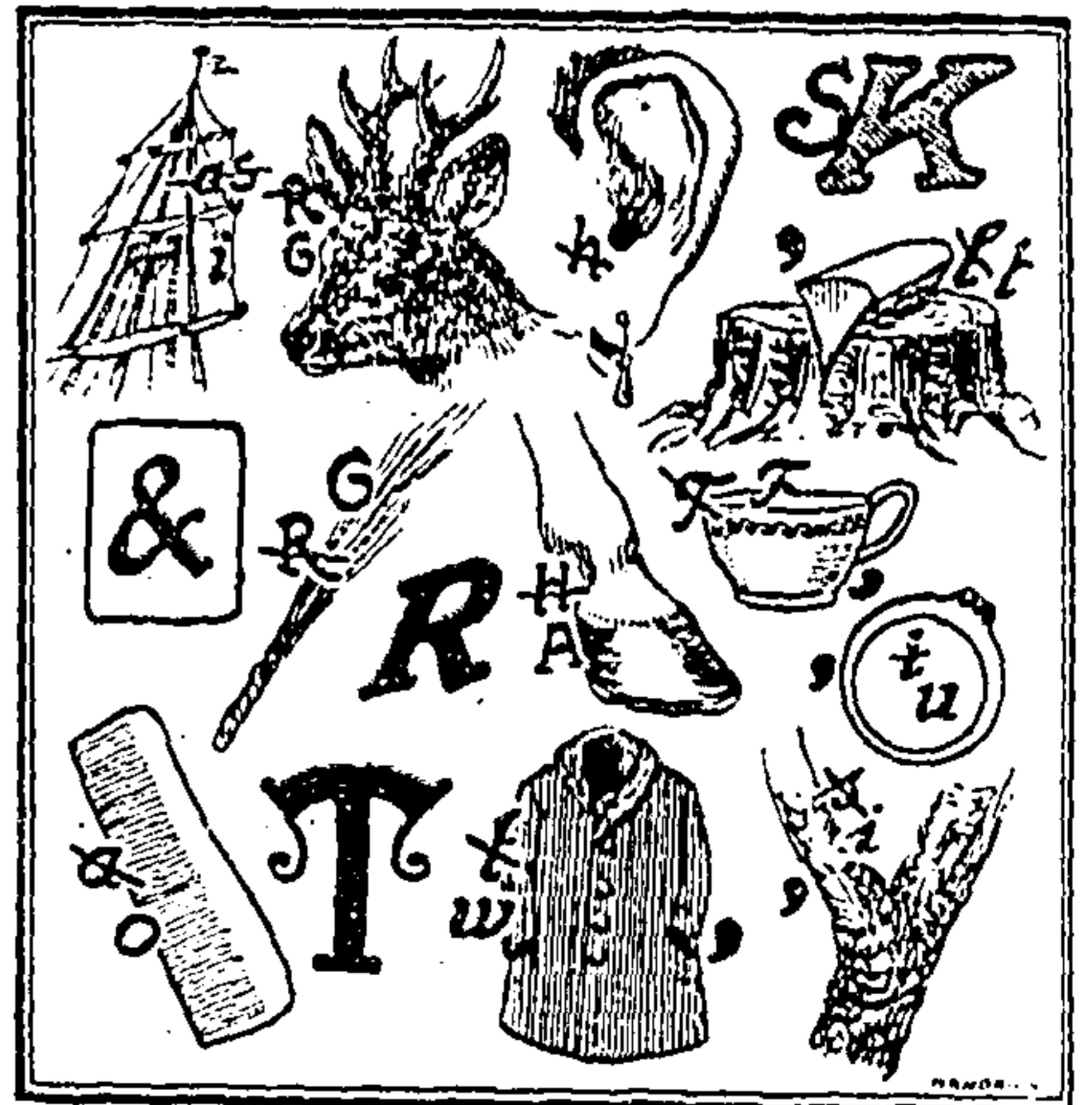
Die beste Zeit für die Rosenpflanzung ist der Herbst, denn bei zeitig eingewöhnten Pflanzen kann man schon im nächsten Sommer besseren Flor erwarten. Die Furcht vor Frostempfindlichkeit der im Herbst gepflanzten Rosen ist völlig unbegründet, werden doch Rosen im allgemeinen gedeckt, so daß die Pflanzung keineswegs etwas damit zu tun hat. Angießen ist bei der Herbstpflanzung überflüssig.

Das Auslegen von Mäusen im Garten muß immer derart erfolgen, daß unsere Eingewigel davon verschont bleiben. Man lege daher die vergifteten Wurzeln u. dgl. immer möglichst tief in die Mäuselöcher ein.

Buchstabenrätsel.

Mit F ein unbegannener Jwan.
Mit K sieht's in der Küche blaut.
Mit N Unkraut im Gartenweid.
Mit S zu süßer Müh' dich's läßt.
Melitta Vera

Bilderrätsel.



Quadraträtsel.

A	A	M
M	M	O
R	R	U

Nach Erden der Buchstaben bezeichnen die drei sich entsprechenden Leuchtknoten und was rechten Reihen: 1) Einen Trosvogel. 2) Eine alte Stadt. 3) Einen fremden Strom.

Julius Fald.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:

Lucia, Lucia.

Alle Rechte vorbehalten.